

1.

„Du bist der schwärzeste Mann, den ich je gesehen hab.“

Oh, Gott, hab ich das gerade wirklich gesagt? Ich weiß schon, dass ich das *gedacht* habe, als er sich neben mich gestellt und wie ich die Hand über die Augen gelegt hat, um sie gegen die Sonne zu schützen und das Objekt auf dem Dach besser sehen zu können. Er hat dabei ein bisschen die Nase gerümpft und seine Lippen haben seine Zähne freigegeben. Der Schwarz-Weiß-Kontrast hat mich umgehauen. Aber wer außer mir spricht so was aus? Wer hat so wenig Kontrolle?

Er hat meinen Blick bemerkt und mich angesehen, mit leicht angehobenen Augenbrauen, fragend, ein bisschen amüsiert, und da ist es mir einfach rausgerutscht. Dabei bin ich eigentlich schüchtern und spreche nicht mal dann Menschen grundlos an, wenn ich sie *kenne*. Ich sage ewig gar nichts und dann passiert so was: Die unmöglichsten Worte explodieren einfach aus meinem Mund. Gibt es nicht normalerweise so was wie eine Zensurstelle zwischen dem Ort, an dem Worte entstehen, und dem, an dem sie hörbar werden? *Der schwärzeste Mann*. Ich fass es nicht. Ich weiß ja nicht mal, ob es überhaupt politisch korrekt ist, „schwarz“ zu sagen, oder ob es „farbig“ heißen muss oder „von afrikanischer Herkunft“ oder ...

Was auch immer, es ist komplett egal, wie man jemanden mit so dunkelschwarzer Haut korrekterweise nennt, denn in einer Zehntelsekunde wird er die einzig logische Antwort auf einen so unglaublich dummen Satz geben.

„Und du bist das dickste Mädchen, das ich je gesehen hab.“

Das wird er sagen. Ich hab ihn ja praktisch dazu gezwungen. Ich selbst würde das zu mir sagen. Vielleicht geht er noch einen Schritt weiter und sagt „fetteste“ statt „dickste“. Auch wenn das, was ich zu ihm gesagt habe, natürlich nicht im Geringsten abwertend gemeint war, sondern nur Ausdruck des Staunens. Über

diese ebenmäßig schwarze Haut, aus der das Weiß seiner Zähne auf geradezu unwirkliche Art hervorleuchtet. Bewunderndes Staunen. Der schwärzeste Mann, den ich je gesehen habe. Ich kann immer noch nicht glauben, dass ich das wirklich gesagt habe.

Ich wappne mich.

Er sieht mir direkt in die Augen. Er lächelt. Herablassung kommt in vielen Verkleidungen, muss ich denken, ich hab es oft genug erlebt.

„Und du ...“, sagt er.

Ich kann nicht anders, ich kneife die Augen zu, alles in mir zieht sich zusammen, bereitet sich auf den Schlag vor, der unweigerlich kommen wird.

„... du hast die schönsten Augen, die ich je gesehen habe.“

Na bitte, jetzt ist es raus, jetzt hat er ... *Was???* Ich reiße die Augen wieder auf und starre ihn ungläubig an. Aus seinem Lächeln wird ein Lachen. Ein Lachen, in dem keine Spur von Herablassung ist. Er weidet sich einfach nur daran, dass ich dreinschaue wie ein Schaf in der Geisterbahn. Und als er so loslacht, klingt er doch mehr wie ein Junge als wie ein Mann. Aber er ist eindeutig älter als ich.

„Sag bloß, das hat dir noch nie jemand gesagt?“

Ich fasse mich endlich so weit, dass ich wieder Worte formulieren kann. Diesmal etwas überlegter als zuvor. „Niemand außer meinem Vater. Und der ist parteiisch.“

„Ich gebe das nicht gerne zu“, antwortet er ernsthaft, „aber ganz, ganz selten kommt es vor, dass Väter recht haben.“

Ich kann nicht anders, ich bin immer noch misstrauisch. Ich warte immer noch, dass sein Lächeln plötzlich böartig wird und er mich höhnisch fragt, ob ich im Ernst glaube, dass er irgendwas an so einer fetten Kuh wie mir schön findet. Letti sagt immer, ich soll mich nicht selbst eine „fette Kuh“ nennen, von wegen Selbstwert und selbsterfüllende Prophezeiung. Aber bei hundertneunzehn Kilo

verteilt auf einen Meter neunundsechzig, was soll mir da noch passieren, prophezeiungstechnisch?

Ich weiß schon, was sie meint: positiv denken, auf ein schlankeres Ich „zuleben“, indem ich mir immer vor Augen halte, wie ich aussehen *könnte*. Und mich niemals selbst abwerten. Dabei tu ich das gar nicht. Fett ist eine Tatsache und Kuh ist keine Spur abwertend. Die Kühe, die ich kenne, haben alle in etwa ihr Idealgewicht.

„Bist du öfter hier?“, fragt mich der unglaublich schwarze Typ mit den unglaublich weißen Zähnen und er fragt es wirklich ganz freundlich und sogar mit so was wie echtem Interesse hinter dem Plauderton.

„Hier“ ist das Wiener Museumsquartier. Ich sehe mir jede Ausstellung in der Kunsthalle und im MUMOK – dem Museum Moderner Kunst – und sogar die meisten im „Zoom“-Kindermuseum an. Und die Sammlung Leopold kenne ich auswendig.

„Das MQ ist mein Wohnzimmer“, sage ich und beobachte fasziniert, wie sich seine vollen Lippen zu einem sehr breiten Grinsen ziehen und wieder diese weißen Strahler freigeben. Seine Augen glänzen, wenn er so lächelt. Das kräftige Kinn, die hohen Backenknochen. Ich bin ziemlich sicher, dass es das schönste Gesicht ist, in das ich je geschaut habe. Und irgendwie macht es mich stolz, dass ich ihn diesmal absichtlich zum Lächeln gebracht habe.

„Und du?“ Keine Ahnung, wie alt er ist, sicher älter als ich, aber ich habe ihn ganz automatisch geduzt und er mich auch. Wir sind im MQ, Du-Country. Uns MQ-nauten vereint die Liebe zur Kunst oder zumindest die Nähe zu ihr und wir sind alle Brüder und Schwestern, Peace.

„Ich bin auch oft da.“

„Im Café oder im Museum?“ Meine Frage ist berechtigt. Sicher gut die Hälfte der Leute, die man so im MQ trifft, kennen zwar alle Lokale, haben aber noch nie eines der Museen von innen gesehen. Die Location ist einfach cool.

Bei mir ist es umgekehrt. Ich bin nur selten in einem der Cafés hier, ganz einfach, weil ich meistens allein in die Ausstellungen gehe. Allein in einer Ausstellung, das ist kein Problem, man konzentriert sich ja schließlich auf das was man sieht, hat einen Fokus. Aber allein im Café? Da hat man bloß seine Kaffeetasse oder sein Glas mit dem Cola-Zitrone und anfangs nicht mal das. Dann bleibt nur Starren und Angestarrt werden. Starren würde ich ganz gern, ich liebe es, Leute zu beobachten. Aber angestarrt werden ist die Hölle, wenn man in einem Schwangeren-Kasack Größe XXL steckt und im Sommer schon schwitzt, wenn man sich nur die Sonnenbrille hochschiebt. Ich erspar mir das lieber.

Er lacht schon wieder. „Sowohl als auch. Warst du schon drin oder gehst du erst?“ Er meint die Erwin-Wurm-Ausstellung. Ich war schon. Das Haus auf dem Dach wollte ich mir nur zum Abschluss noch mal ansehen.

„Ich war schon.“ Komisch, wie hab ich ihn drinnen übersehen können? Ach ja, der Fokus.

Er nickt. „Ich auch. Ich wollte mir nur zum Abschluss das Haus noch mal ansehen.“ Hab ich das nicht auch grade gesagt? Nein. Ich hab’s nur gedacht, er hat’s gesagt. Trotzdem lustig. Er wendet das Gesicht wieder hinauf, mit demselben fragenden Blick wie vorhin. Sein Deutsch ist absolut akzentfrei, hochdeutsch mit nur einer Spur wienerischem Beiklang. Er muss hier aufgewachsen sein, aber sicher in einem ziemlich elitären Umfeld. Ich tippe auf den dreizehnten oder neunzehnten Bezirk. Wahrscheinlich Diplomatensohn oder so.

Ich schaue ebenfalls zum Dach. Das Haus sieht aus, als wäre es vom Himmel gefallen und kopfüber ins MUMOK gekracht. Ich habe irgendwo gelesen, dass der Künstler die hässlichen Fertig-Einfamilienhäuser, die überall aus dem Boden sprießen, als bedrohlich empfindet. Ein Angriff auf die Kunst, der hier symbolisiert wird. Das Haus als bösertiges Geschoss, das auf ein Museum abgefeuert wurde. Das Haus ist tatsächlich hässlich, der Prototyp des

Billighauses. Das allergewöhnlichste „Dach über dem Kopf“ von der Stange. Ich frage mich, ob es eingerichtet ist, ob auch das passende Ecksofa drinsteht, hellgrün gemustert, mit dem mahagonifurnierten Couchtisch davor, auf dem die Fernsehzeitung liegt, vis-a-vis der eingebaute Wandschrank, ebenfalls Mahagonifurnier, mit dem Fernseher. Dort läuft Fußball oder „Der Landarzt“. Kleinbürgers Traum. Und eigentlich gar nicht sooo weit vom Geschmack meiner Mutter entfernt. Zum Glück ist sie beeinflussbar.

„Ich frage mich, ob es eingerichtet ist“, sagt er.

Ich schau ihn verblüfft an. Fragt sich das *jeder*, der da hinaufschaut?

„Auf jeden Fall wüsste ich, wie es eingerichtet sein müsste.“

„Ach ja?“ Jetzt bin ich echt gespannt.

„Na hör mal.“ Er lacht wieder. „*Dieses* Haus? Sitzgruppe mit Fernsehsessel, so einer, bei dem man das Fußteil höher stellen kann. Couchtisch, Einbauschränk mit Vitrinen, Fernseher.“

Ich starre ihn ungläubig an. Genau das, was ich grade gedacht hab. Nur den Fernsehsessel hab ich vergessen, dafür war ich schon beim Programmheft. Direkt unheimlich. „Und die Küche?“, frage ich.

„Hm.“ Er überlegt. „Hellbraun-gelb gemusterte Bodenfliesen. Arbeitsfläche aus Kunststoff mit dieser Pseudo-Marmormaserung. Ein Häkeldeckchen auf dem Fensterbrett, darauf eine Vase mit orangefarbenen Stoffblumen.“

Er hat recht. Er hat absolut recht. Womit ich natürlich meine, dass er dieselben Bilder sieht wie ich. „Weiße Kunststoff-Küchenschränke, lindgrüne Wandfliesen“, füge ich hinzu.

„Genau“, meint er zufrieden. „Und das WC ...“

„Das ist dunkelgrün gefliest“, unterbreche ich ihn, „und das Klo hat eine dieser braunen Holzklobrillen ...“

„Und der Deckel einen giftgrünen Plüschbezug“, fällt er ein. „Und so einen Vorleger mit dem halbkreisförmigen Loch.“

„Und die Reserveklopapierrollen stecken auf einer Holzstange, die ein lustiger kleiner Keramikelefant festhält.“

„Passend zu dem anderen lustigen kleinen Keramikelefanten, der mit wissendem Blick die Klobürste versteckt!“

„Exakt!“

Wir müssen beide lachen.

Er sieht mich an. „Hast du Zeit für einen Kaffee?“, fragt er.

„Ich ... na ja ...“ Warum will er mit mir Kaffee trinken?

Und warum *nicht*, fragt eine kleine Stimme in mir drin. Warum kann es denn nicht sein, dass er die Unterhaltung eben genauso witzig gefunden hat wie du?

„Ich bin ziemlich ungefährlich“, fügt er hinzu und hebt wie zum Beweis die Hände, dreht die verblüffend hellen, offenen Handflächen hin und her. „Ich handle nicht mit Drogen, stehle keine Handtaschen und meine Voodoo-Fähigkeiten sind auch begrenzt.“

„Nein, nein“, sage ich hastig, „Es ist nicht, weil du schwarz bist ...“ Verdammt, jetzt hab ich schon wieder so was Blödes gesagt.

Aber sein Lächeln wird sogar noch eine Spur breiter. „Sondern?“

Sondern weil ich so dick bin, würde ich am liebsten sagen. Weil sich jeder, der uns sieht, fragen wird, warum du dich mit mir abgibst. „Kein Sondern“, sage ich stattdessen. „ich hab noch Zeit.“ Ich muss nur irgendwann unauffällig meine Mutter anrufen, dass ich später komme. Am besten verziehe ich mich dazu auf die Toilette. Keine Lust auf Fragen, warum ich mit achtzehn noch über jeden Schritt Mama und Papa informieren muss. Aber was soll's – sie machen sich nun mal Sorgen. Späte Eltern, Einzelkind und so weiter.

„In welches Kaffeehaus gehst du am liebsten?“

Ich zucke nur mit den Schultern. Schließlich kann ich schlecht zugeben, dass ich in meinem Wohnzimmer so gut wie nie was konsumiere. Er wartet nicht ab, bis ich mich entscheide, sondern nimmt mich wie selbstverständlich am Ellbogen und steuert auf das Café Halle zu.

Eine knappe Stunde später weiß ich, dass er Marcus mit „c“ heißt, Marcus Mepié. Sein Vater kommt aus Côte d'Ivoire und ist Experte für Internationales Wirtschaftsrecht bei den Vereinten Nationen. An der Uni hält er zu dem Thema Seminare. Eigentlich wollte er damals nur für ein Jahr eine Assistentenstelle, doch dann hat er Marcus' Mutter kennengelernt und ist geblieben. Originellerweise ist auch seine Mutter nicht von hier, sondern halb Senegalesin, halb Französin und in Wien gelandet, weil ihr Vater Diplomat ist – mittlerweile im Ruhestand. Sie unterrichtet Französisch an der Vienna International School, die Marcus auch besucht hat. Und seinen Namen hat sie ausgesucht, weil man den in seinen beiden afrikanischen Herkunftsländern ebenso kennt wie in Frankreich – da macht man dann einfach „Marc“ daraus – und hier in Österreich, wo Marcus ja geboren und aufgewachsen ist.

Wahnsinn, was für ein Background. Mehrsprachig, multikulturell, superintellektuell und offenbar auch noch ziemlich wohlhabend, nach allem, was ich so rausgehört habe. Marcus selbst ist zwanzig und studiert Jus, also Rechtswissenschaften. „Das war eigentlich immer klar“, sagt er mit einem Stirnrunzeln und einem kleinen Schulterzucken, das eine Spur von Bedauern andeutet – obwohl ihn Kunstgeschichte auch sehr interessiert hätte. Und Fotografie. Und Film. Er könnte sich vorstellen, Kameramann zu sein oder Fotograf. Oder um die Welt zu reisen und im Auftrag von Museen Kunstwerke zu kaufen.

Sein Vater dagegen sieht ihn als Diplomaten, für die Menschenrechte arbeitend, sich für Afrika einsetzend.

Wahnsinn. Ich stelle ihm immer noch mehr Fragen nach seiner Herkunft, vor allem, weil ich es verdammt spannend finde, aber auch, um nicht über mich reden zu müssen. Seltsamerweise will er das nicht zulassen, und fragt hartnäckig nach meiner Lebensgeschichte. Na ja, die ist in sieben Sekunden erzählt. Mein Vater ist Kunsttischler und Restaurator und hat eine eigene kleine Firma. Meine Mutter ist Krankenpflegerin und arbeitet halbtags in einem Seniorenheim. Und

ich stehe kurz vor der Matura und will mich im Herbst an der Kunstakademie bewerben.

Komischerweise ist er davon genauso beeindruckt wie ich von seiner Biographie.

„Kunst“, sagt er. „Das ist echt mutig. Wollen deine Eltern gar nicht, dass du irgendwas, na ja, was Handfestes studierst?“

„Wollten sie schon. Aber ich hab ihnen so lange unauffällig Zeitungsartikel über arbeitslose Akademiker untergeschoben, dass sie sich schließlich gedacht haben, es ist vollkommen egal, was ich studiere, weil sie mich in jedem Fall durchfüttern müssen bis an ihr Lebensende.“

Er lacht und wieder spür ich so was wie Stolz. Ich mag sein Lachen, es kommt von tief unten und breitet sich über seinen ganzen Körper aus, wie in einer großen Welle. Ich kann nicht anders als seine Kopfform bewundern unter den ganz kurz geschnittenen krausen Haaren, seine Nase mit dem schmalen Rücken, die zum Gesicht hin und bei den Nasenflügeln ziemlich breit wird. Ich würde ihn wahnsinnig gern zeichnen.

„Hast du die Seventies-Ausstellung gesehen?“, frage ich ihn.

„Klar“, lacht er. „Ich bin stundenlang auf der Treppe gestanden, du weißt schon, wo die vielen Poster hingen, und hab versucht, die psychedelischen Schriften zu entziffern.“

Jetzt wird er mir wirklich langsam unheimlich. Ich hab nämlich genau dasselbe gemacht. Plattencover, Poster, Konzertankündigungen. Und auf allen diese Fantasieschriften. Dicke, aufgeblasene Schlangenbuchstaben, die ineinanderfließen, und verzerrte Hintergrundteppiche mit winzigen, tausendmal vervielfachten Symbolen. Ich kriege Kopfweh, wenn ich nur dran denke.

Ich erzähl ihm das und er lacht wieder und meint, es ist eigentlich erstaunlich, dass wir uns nicht schon früher über den Weg gelaufen sind.

Für mich ist an diesem Nachmittag einiges noch viel erstaunlicher. Dass wir bis in den Abend hinein sitzen und reden und *ich* schließlich diejenige bin, die zum



Aufbruch drängen muss. Dass Marcus mich fragt, ob ich Lust habe, in der nächsten Woche mit ihm ins Kunsthaus in die neue Fotoausstellung zu gehen. Oder in die Chagall-Ausstellung im Kunstforum. Oder am besten in beide. Dass das auch nicht nur Gerede ist, sondern er mir ernsthaft seine Nummer gibt und mich um meine bittet. Dass er mir zum Abschied noch mal sagt, dass mein Vater ein sehr kluger Mann ist. Ich bin einen Moment verwirrt.

„Deine Augen“, erinnert er mich. „Sie sind echt schön.“

Warum, frage ich mich, als ich später in meinem Zimmer im Bett liege, die Arme im Nacken verschränkt und an die Decke starre, auf die die Scheinwerfer vorbeifahrender Autos ihre Lichtstreifen werfen.

Ist heute vielleicht in Côte d’Ivoire der „Tag des dicken Mädchens“? Ist er bei den Pfadfindern oder will er mich für eine Sekte ködern? Was auch immer seine Gründe waren: Ich weiß nicht, wann ich mich das letzte Mal so gut gefühlt habe. Mama hat mich gleich besorgt gefragt, ob ich krank bin, weil ich mir nur eine kleine Portion von der Lasagne genommen hab. Krank! Ihr armes Einhundertneunzehn-Kilo-Baby isst nicht, also muss es krank sein.

Ich lass einen Riesenseufzer raus. In diesem Haushalt abzunehmen ist echt nicht leicht. Aber Mama kann schließlich auch nicht aus ihrer Haut. Sie ist gebürtige Serbin und die serbische Küche ist nun mal keine leichte. Was Oma ihr beigebracht hat, ist, einen Mann nach der Arbeit ordentlich satt zu kriegen. Lasagne ist bei uns schon so was wie ein Diätessen. Wenn’s was „Richtiges“ gibt, gibt’s Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat oder Rindsbraten mit Nudeln und Saft. Gemüse mögen wir alle drei nicht besonders. Außer Pommes. Find ich immer wieder sehr ungerecht, dass die nicht richtig zum Gemüse zählen. Aber egal, über die gnadenlos gemein verteilten Kalorien dieser Welt kann ich noch oft genug nachdenken. Heute denke ich lieber an Marcus und diesen denkwürdigen Nachmittag im MQ. Ich habe ihm noch gar nicht von Barcelona erzählt. Plötzlich bin ich echt stolz auf mich, dass ich mich durchgerungen habe, mich zu bewerben. Natürlich werde ich es nicht bekommen, die Konkurrenz ist

viel zu groß. Aber wenn es dazu beiträgt, mich für Marcus ein kleines bisschen interessanter zu machen, dann war es doch für was gut. Ein Glück, dass Letti mich gepusht hat.